# Cui bono?

Autor(en): **Weissenborn, Theodor**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **69 (1986)**

Heft 4

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-413282

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

«Sie hatten die Freundlichkeit, einmal das zu tun, was in Deutschland so selten ist: über den trennenden Graben hinüber nicht mit faulen Äpfeln zu werfen, sondern Briefe von Verstand zu Verstand zu schreiben. Händedruck und Dank. Die Unterhaltung zwischen Freidenkern und Katholiken geht gewöhnlich nach folgendem Schema vor sich. Die einen sagen: 'Heuchler! Reaktionäre! Volksverdummung! Dämlicher Aberglaube! Es lohnt nicht, mit diesen Leuten auch nur ein Wort zu wechseln', und die andern sagen: 'Heiden! Gottlose! Volkszersetzung! Verkommenheit der neuen Zeit! Es lohnt nicht, mit diesen Leuten auch nur ein Wort zu wechseln.' Auf so tiefer Ebene wollen wir unsere Unterhaltung nicht führen.»
Ein Beispiel dafür, wie Tucholsky zu differenzieren verstand, gibt der folgende Abschnitt, der Marierose Fuchs anredet:

«Sie haben mitunter von den Heiden eine Anschauung wie ein Monist von einem katholischen Pfarrer: der ist für ihn eine Schiessbudenfigur, der immerzu mit seiner Köchin liebäugelt, säuft, in seinem tiefsten Herzen das Wort Gottes für Unfug hält und sich einen Bauch anmästet.»

Tucholsky wusste, dass persönliche Verunglimpfungen nicht der Wahrheitsfindung dienen und dass Religionskritik nicht an Gewicht gewinnt, wenn sie ihren Gegenstand künstlich herabsetzt. In diesem Sinne heisst es an anderer Stelle:

«Von Ludendorff soll unter vernünftigen Menschen nicht die Rede sein, nicht von seiner Stammtischphantasie, die den Jesuitismus, das Freimaurertum und die Päpste wild durcheinander würfelt, wie es nur ein bierbeglänzter Generalsschädel auszudenken vermag ... das gehört nach Bayern und soll nur dort bleiben. Auch die etwas klobigen Gottes- und Kirchenlästerungen, denen Sie manchmal ausgesetzt sind, haben nicht meinen Beifall. Damit, dass man die Kapläne als Mädchenverführer und heuchelnde Köchinnenbeischläfer hinstellt, ist keiner Sache gedient – nicht der unsern, nicht der der Arbeiter.»

Tucholskys Souveränität und Fairness im Umgang mit Andersdenkenden, sein charaktervoller Stil der geistigen Auseinandersetzung ist auch heute vorbildlich. Er schreibt:

«Ich glaube nicht, dass ich in achtzehn Jahren Literatur jemals den Fehler begangen hätte, das Zentrum und nun gar die Kirche mit Clichéphrasen zu bekämpfen. Ich lehne das ab. Es gibt selbstverständlich unwürdige Priester, Scheinheilige, Dummköpfe ... alles was man will, Die gibt's unter den Kommunisten (zu denen ich nicht gehöre) auch; die gibt's überall.»

Der Verzicht auf polemische Platitüden und auf antireligiöse Klischees war jedoch für Tucholsky kein Verzicht auf differenzierte Religions- und Kirchenkritik als Bestandteil von Gesellschaftskritik. Unter Berufung auf ein Wort des niederländischen Schriftstellers Multatuli, «Wohltaten in einem wohlgeordneten Staate sind nicht angebracht», schrieb er kritisch zur kirchlichen Almosenpraxis:

«Es erscheint mir grösser, die Ausbeutung zu verhindern als dann, wenn sie geschehen ist, betteln zu gehen und – in allerreinster, allerbester, in alleredelster Absicht – zu helfen. Wenn es meist zu spät ist. Besser als nichts ist es schon. Aber den Arbeitern wird nicht mit Wohltätigkeitstees geholfen.»

Tucholskys geistige Grösse beweist sich auch in der Illusionslosigkeit und Konsequenz, mit der er der Versuchung widerstanden hat, die Preisgabe des biblischen Gottesglaubens durch eine pantheisierende Naturverklärung auszugleichen. Eine solche Mystifikation der Natur, wie sie auch heute vielfältig im Bannkreis der Ökologiebewegung gepflegt wird, lehnte Tucholsky ab. Zu seinem weltanschaulichen Profil gehörte es, Widersprüche im Leben der Menschen und im Wirken der Natur vorurteilslos zu erkennen und auszuhalten. Er schreibt:

«Ich habe da einen kleinen Aufsatz von Ihnen gelesen, über die Natur. Indes so ist das nicht. Natürlich ist da Harmonie, ... – aber es ist nicht nur eine friedliche Harmonie. Ich habe schon so vielen Menschen den Kropotkin unter die Nase gehalten ('Gegenseitige Hilfe im Tierreich') – ich weiss das alles. Aber da wird auch gefressen, mitleidlos zerstört, weil's gleich ist, weil so viel da ist – da ist auch Kampf, erbarmungsloser Kampf, Getöse, Schmutz, Geilheit, Unfruchtbarkeit ... und nicht nur brave Kornblumen. Falsch –?»

Nein, nicht falsch, so lässt sich Tucholsky bekräftigen, sondern höchst bedenkenswert angesichts mannigfacher Versuche, aus der Natur unvermittelt, kurzschlüssig auf das menschliche Leben in der Gesellschaft zu schliessen.

Dass Tucholsky nicht nur Dialogbereitschaft mit klarer Parteinahme verband, sondern das Gespräch auch mit einem munteren Scherz aufzulockern sich bemühte, beweist der Witz, den er an den Schluss eines Briefes stellte und der auch hier den Schluss bilden soll:

«Da kam ein Pfarrer zu einem Versicherungsagenten, der lag im Sterben. Er war ein schlechtes Schaf der Kirche gewesen, alle seine Tage. Und es wird berichtet: 'Der Agent starb ungläubig, wie er gelebt hatte – aber der Pfarrer ging versichert von dannen'.»

Joachim Kahl
in «Der Humanist» 2/86.

**Cui bono?**

«Widerstrebet
nicht dem Übel!»

Sprach's
und liess
sich kreuzigen.

Nun schadete
das zwar
dem Übel nicht –
aber nutzte
es einem Gut?

Theodor Weissenborn